

Helden feiern und dunkle Zeiten vergessen

Nidau Der Historiker Peter Kamber hat Nidau als Zentrum der Hexenverfolgung im Kanton Bern enthüllt. Doch bis heute wurde den angeblichen Hexen kein Denkmal gewidmet. Laut Nidaus Stadtpräsidentin Sandra Hess könnte sich dies bald ändern.

Hannah Frei

Für die beiden Väter der Juragewässerkorrektur, Johann Rudolf Schneider und Richard La Nicca, gibt es eines, für den Unternehmer Nicolas Georg Hayek gleich zwei. Weshalb existiert in Nidau dann kein Denk- oder Mahnmal für die Frauen, die im 16. und 17. Jahrhundert wegen angeblicher Hexerei gefoltert und hingerichtet wurden?

Diese Frage stellte sich der Zürcher Historiker Peter Kamber, dessen Artikel über die Hexenverfolgung vor zwei Wochen im «Bieler Tagblatt» erschienen. Denn gemäss seinen Recherchen gab es «ausser im Waadtland auf dem damaligen Territorium des Alten Bern nirgends so viele Todesurteile wie in Nidau».

Auf die Frage der Woche des BT, ob ein solches Mahnmal für die Hexenverfolgung in Nidau errichtet werden soll, hat sich keine deutliche Antwort herauskristallisiert. Von den 132 Teilnehmenden haben 60 Prozent für ein Denkmal gestimmt. Doch welche Gründe stecken eigentlich hinter der Entscheidung, ein Denk- oder Mahnmal zu errichten?

Ein längst vergessenes Kapitel
Als Regierungstatthalter Philippe Chételat durch den Artikel von der dunklen Vergangenheit Nidaus erfuhr, schauderte es ihn.

Denn sein Verwaltungsbüro befindet sich direkt über dem ehemaligen Schauplatz für die Hinrichtungen der als solche beschuldigten Hexen, dem Schloss Nidau. «Es war mir bewusst, dass im 16. und 17. Jahrhundert viel Schlimmes passierte. Aber dass Nidau eine solche wichtige Rolle bei der Hexenverbrennung spielte, wusste ich nicht», sagt Chételat.

Im Schlossmuseum Nidau erfährt man nichts über die Zeit der Hexenverbrennung. Für alt Regierungstatthalter Werner Könitzer, der den Verein Schlossmuseum präsidiert, ist dieses Kapitel ein längst vergessenes. «Während meiner 21 Jahre langen Amtszeit waren die Hexen weder im Museum noch in der Nidauer Gemeindebehörde ein Thema», sagt er. Zu viel Zeit sei seither vergangen, als dass die Bevölkerung noch einen Bezug zu dieser Zeitscheibe habe. Auch sei diese historische Geschichte nicht das Kernthema des Museums.

«Im Gegensatz zu den sogenannten Rettern des Seelands, den Vätern der Juragewässerkorrektur, hinterliessen die angeblichen Hexen weder ein prägendes Bauwerk noch eine Veränderung der Gesellschaft», sagt Könitzer. Daher sei es auch gerechtfertigt, dass für die Herren La Nicca und Schneider ein Denkmal errichtet wurde und für die als Hexen beschuldigten Frauen nicht. Zudem

gab es im 16. und 17. Jahrhundert Verfolgungen jeglicher Art, meistens aus Glaubensgründen und später auch noch durch Religionskriege zwischen Katholiken und Protestanten. «Auch diesen Opfern wurde kein Denkmal gewidmet», sagt er.

Kirche sei zuständig

Könitzer hält ein Denkmal für die Geschichte der Verdingkinder oder der «Kinder der Landstrasse» für notwendiger. Doch grundsätzlich habe er keine Einwände, wenn sich die Stadt Nidau oder der Kanton dazu entscheiden würde, ein Denkmal zu errichten. «Wie ich finde, liegt es aber nicht in erster Linie bei der öffentlichen Hand, dies zu initiieren», sagt Könitzer.

Wenn jemand ein Denkmal errichten sollte, dann seien es die christlichen Kirchen. Schliesslich sind es Glaubensvertreter des Christentums gewesen, die hauptsächlich mit Verweis auf die Bibel für diese schlimmen Handlungen verantwortlich waren. «Der damalige Landvogt hat zwar mitgemacht, aber es ging wohl auch ihm darum, den Teufel nach christlicher Lesart zu bekämpfen», so Könitzer.

Renato Maag, Pfarrer der reformierten Kirchgemeinde Nidau, hält ein Denkmal für die Hexen durchaus für sinnvoll. Er findet es gut, dass die grauenhaf-

ten Geschehnisse von damals thematisiert werden. «Ich war schockiert, als ich durch den Artikel von den Ereignissen in Nidau erfuhr. Wahnhafte Schuldzuschreibung kann auch heute noch geschehen», sagt Maag. Mit einem Denkmal könne an die Opfer erinnert werden, sodass diese nicht in Vergessenheit geraten.

Dass es alleine die Aufgabe der Kirchgemeinde sei, ein solches

«Es muss entsetzlich gewesen sein», sagt Hess. Sie geht davon aus, dass es der Nidauer Bevölkerung ähnlich erging und sich die Mehrheit vor der Veröffentlichung des Artikels noch nicht mit dieser Thematik auseinandergesetzt hat. Auch deshalb sei es wichtig, sich über ein Denkmal für die Opfer Gedanken zu machen.

Dunkle Tage nicht verdrängen

Hess kann gut nachvollziehen, weshalb man sich in Nidau lieber an die Retter des Seelands erinnern will als an die Opfer der Hexenverbrennung. «Auf die Juragewässerkorrektur ist man bis heute sehr stolz. Am Hexenkapitel erfreut sich jedoch niemand, weshalb man sich auch nicht daran erinnern möchte», sagt sie. Für sie sei der Artikel von Historiker Peter Kamber jedoch ein Anlass, über ein Mahnmal in Form einer Gedenktafel nachzudenken. «Auch dunkle Kapitel sollen nicht in Vergessenheit geraten.»

Dem stimmt auch der Historiker Peter Kamber zu. Er geht sogar noch einen Schritt weiter und unterscheidet Denkmäler und Mahnmale. «Denkmäler sind in der Sprache meist mit bedeutenden Persönlichkeiten verbunden. Mahnmale sollen an Dinge erinnern, von denen wir wissen, dass die sich niemals wiederholen dürfen», sagt er. Letztere zu errichten

erfordere viel Grösse und Selbstüberwindung.

Wenn man diesen Frauen ein Kunstwerk auf öffentlichem Boden widmen würde, wäre dies Mahnmal und Denkmal zugleich. «Es würde zum einen als Bewunderung für jene namentlich fassbaren Frauen stehen, die trotz schweisslicher Folter sich nicht brechen liessen. Zum anderen als Mahnmal an jene dunkle Zeit», sagt Kamber.

Für ihn steht fest, dass ein solches Kunstwerk in Nidau nötig sei, um ein Zeichen zu setzen. Denn dadurch könnten solche fatale Denkschlauven wie im Hexenwahn, die es auch in anderen Gebieten gebe, leichter erkannt und geändert werden. «Klugheit im Handeln setzt Kenntnis der eigenen Irrtümer der Vergangenheit voraus», so Kamber. Doch dies sei alles andere als eine angenehme Pflicht.

Doch trotz allem gebe es einen Grund, stolz auf dieses Kapitel zu sein. Denn es gab Menschen, die unbeugsam ihre Unschuld bekundeten und so mithalfen, dass wachsende Zweifel schliesslich zur Hexenverfolgung führten. «Unrecht hört nie von alleine auf, es braucht Mut, es zu benennen und ihm ein Ende zu setzen», sagt Kamber.

Der Artikel von Peter Kamber unter www.bielertagblatt.ch/hexen

«Klugheit im Handeln setzt Kenntnis der eigenen Irrtümer der Vergangenheit voraus.»

Peter Kamber, Historiker und Autor

Denkmal zu errichten, dem widerspricht Stadtpräsidentin Sandra Hess: «Dies müssten der Kanton, die Stadt Nidau und die Kirchgemeinde gemeinsam angehen.» Als sie den Artikel von Peter Kamber las, sei es ihr kalt den Rücken runtergelaufen. Auch sie habe nicht gewusst, dass Nidau dem Hexenwahn verfallen war.



Der Pavillon Nadenbousch: Das Gebäude war 1930 das erste «auf dem Berg» und als Lungenheilstätte vorgesehen. Den Pavillon gibt es als erkennbares Gebäude nicht mehr. Er ist Teil des Ostbaus, wo sich heute unter anderem ein Teil der Frauenklinik befindet. Bilder: memreg/Matthias Käser



Vom Siechenhaus zum Spitalzentrum

Biel Spitäler gibt es in der Stadt Biel seit dem 12. Jahrhundert. Zuerst funktionierten sie allerdings eher als Armenhäuser.

Spitäler waren ursprünglich eher Fürsorgeeinrichtungen, meist von Wohltätern gestiftet oder von kirchlichen Institutionen getragen.

Nicht nur Kranke fanden hier Linderung und ein Dach über dem Kopf, oft wurden Bedürftige aller Art bis ins 19. Jahrhundert in den Spitalern gepflegt. Erst dann entwickelte sich das spezialisierte Krankenhaus, in dem Kranke gepflegt und ihre Gesundheit wiederhergestellt wurde.

Früher – heute Folge 21



Serie über historische Themen aus Biel und dem Seeland von Sabine Kronenberg.

Eine weitere Professionalisierung fand im 20. Jahrhundert hauptsächlich im Bereich der Angebote und des rechtlichen Rahmens statt. Das Gesundheitswesen entwickelte sich so weg von den vormodernen Vorstellungen des «Heils», das von Gott kam, und stark von den «heilsbringenden Personen» abhängig war hin zu einem Berufsstand von Ärztinnen und Ärzten, die als recht-

lich abgesicherte und auch verpflichtete Experten Heilsuchen zu Verfügung stehen.

In Biel lesen sich erstmals 1790 Nachweise über eine «Herberge für Arme und Kranke», damals noch an der Bözingenstrasse, ausserhalb der Stadt, wie es für Siechenhäuser üblich war. Das erste städtische Spital in Biel wurde ebenfalls von Wohltätern gestiftet. Das Ehepaar Heinrich und Anna Ferwer aus Fribourg spendete die Mittel, um das Gebäude 1415 an der Mühlebrücke zu bauen. Angeblich erhofften sich die beiden von ihrer Spende «einen besseren Platz im Himmel».

Bis 1745 diente dieses Spital als Bieler Spital, bevor es dann zum Umzug in das Johanniterkloster

an der Dufourstrasse kam. Hier funktionierte das Spital bis 1818 zusammen mit einem Alters- und Armenheim. Nach einem kürzeren Intermezzo an der Untergasse wird 1863 beschlossen, im Pasquart ein neues Spital zu bauen.

Das heutige Museum Pasquart war also bis 1930 zunächst Gemeinde- und später Bezirksspital. Der Anschluss von 56 Gemeinden sorgte dafür, dass der Platzbedarf stark zunahm und nachdem einige Abteilungen in den Vogelsang zogen, wurde 1929 die Verlegung des gesamten Spitals in den Vogelsang beschlossen.

Zwischen 1945 und 2011 wurden hier auch Pflegerinnen und Pfleger ausgebildet. 1953 kamen

dann die Gebäude an Walrandnähe beim «Beaumont» dazu und das Pasquart-Spital wurde geschlossen.

Das «neue» Beaumont-Spital veränderte sich 1995 noch einmal baulich, als der Anbau Süd zum Spital dazukam. Es gab noch einige Namenswechsel (Regionalspital, Spitalzentrum Biel) und betriebliche Anpassungen (Notfall- und Intensivstation, Gründung der Spitalzentrum Biel AG). Und trotz vieler Einsparnisse auf Kosten des Personals und 2011 kurzzeitig öffentlich gemachter Spannungen im Verwaltungsrat und Versäumnissen strategischer Art blickt «das Beaumont» auf eine eigentliche Erfolgsgeschichte als Gesundheitsunternehmen zurück.

2016 behandelte das Spitalzentrum Biel 73 981 Patienten, beschäftigt 996 Angestellte und hat einen Betriebsertrag von knapp 200 Millionen Franken erwirtschaftet.

Mit den Finanzen von 1745, also noch jeder der 24 Ratsherren 50 Pfund und jedes der 46 Mitglieder des Grossen Rates 10 Pfund für die Finanzierung des Spitalbetriebs an der Dufourstrasse beizusteuern hatten, hat das nichts mehr zu tun. Im historischen Lohnindex entsprechen die 1660 Pfund von damals heute umgerechnet 145 884 Franken.

Sabine Kronenberg

Bisherige Artikel der Serie unter www.bielertagblatt.ch/dossiers/heute-frueher